

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 18

Artikel: Zu unsern Bildern
Autor: E.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D I E G R Ä F I N

«Ja, diese närrischen Frauenzimmer», erzählte Herr Polgar, «die treiben mitunter unglaubliche Dinge. Im Jahr neunzehn oder zwanzig, in einem dieser Jahre, als in unserem ganzen gesegneten Mitteleuropa überall der Zunder glomm — damals ereignete sich das. Man wartete nur darauf, wo die Geschichte zuerst losgehen werde. Bei uns wimmelte es damals nur so von Spionen. Meine Referate waren zu dieser Zeit Schmuggel und Falschgeld; mit den Militärbehörden stand ich auch in Verbindung, und hie und da rief man mich an und verlangte von mir Informationen. Damals also passierte mir die Geschichte mit der Gräfin ... nennen wie sie Mihaly.

Ich weiss nicht mehr, wie es zugeht, aber zu jener Zeit wurden die vom Militär durch einen anonymen Brief dazu veranlasst, auf die Korrespondenz, die an die Adresse W. Manasse, poste restante, Zürich, abgehen würde, zu achten. Man fing einen solchen Brief auf. Und der war wirklich nach dem Code 11 chiffriert und enthielt die Mitteilung, dass das Infanterieregiment Nr. 28 in Prag liege, dass in Milowitz bei Prag eine Schiessstätte sei und dass unsere Armee nicht nur mit Gewehren, sondern auch mit Bajonetten ausgerüstet sei; nichts weiter als derartige Trotteleien. Aber Sie wissen doch, wie unsere Militärs sind. Wenn Sie einer fremden Macht verrieten, dass die Fusslap-

pen, die unsere Armee trägt, von der Firma Oberländer geliefert wurden, so kommen Sie unweigerlich vor das Divisionsgericht und erwischen günstigenfalls ein Jahr wegen Verbrechens der Spionage. Das gehört nämlich zu dem, was man so das militärische Prestige nennt.

Also die Leute vom Militär zeigten mir beides: den chiffrierten Brief und die anonyme Anzeige. Ich bin kein Graphologe, meine Herren; aber ich musste nur einen Blick auf die beiden Schriftstücke werfen, um mir zu sagen: die sehen doch aus, als stammten sie von derselben Hand. Die anonyme Anzeige war zwar — wie fast alle anonymen Anzeigen — mit Bleistift geschrieben; trotzdem bestand für mich kein Zweifel darüber, dass die Schrift die gleiche war wie die des chiffrierten Briefes. Ich schlug den Militärs vor, die Sache laufen zu lassen; es lohne sich nicht. Der Spion könne nur ein harmloser Dilettant sein. Militärische Kenntnisse solcher Art könne jedermann aus den Tageszeitungen schöpfen. Gut und schön.

Nach ungefähr einem Monat besuchte mich ein Hauptmann des Spionageabwehrbüros, ein gutgewachsener, hübscher Bursche.

„Her Polgar“, sagte er zu mir, „ich habe da eine ganz merkwürdige Geschichte. Unlängst tanzte ich mit einer Komtesse, einer schönen, brünetten Person. Sie kann kein Wort Tschechisch, aber sie tanzt, dass es nur so ein Vergnügen ist. Und heute bekam ich von ihr einen sentimental Brief. Ist das nicht auffällig?“

„Seien Sie doch froh, junger Mann“, meinte ich. „Sie haben eben Glück bei Frauen.“

„Aber, Herr Polgar“, sagte der Hauptmann, und liess erst jetzt seine Bestürzung erkennen, „der Brief ist mir der gleichen Schrift, der gleichen Tinte und auf dem gleichen Papier geschrieben wie die Spio-

Z U U N S E R N B I L D E R N

Wieder einmal hat unser National-Zirkus seine Tournee begonnen. Von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort wird er ziehen, und überall wo er hinkommt, schlägt er Tausende in den Bann seiner Scheinwelt. Welt des Scheins allerdings nur für den Aussenstehenden, den Zuschauer; denn hinter den Kulissen ist nackte Wirklichkeit. Unermüdliches Training und nie nachlassende Geduld sind Anfang und Ende des Kreises, in dem die Zirkusleute leben. Ob einer der Carolis einen Salto mortale auf dem galoppierenden Pferd wagt (Bild 3); ob der fünfjährige Lulu stehend auf zwei Ponies balanciert (Bild 2); ob hypnotisierte Krokodile ängstliche Zuschauerinnen erschrecken (Bild 4) oder einer der Francescos «Rock 'n' Roll» in der Manege vorführt (Bild 1): immer sehen wir staunend nur die Krönung langen mühseligen Schaffens. Darüber dürfen uns auch Flittergold und strahlendes Lächeln nicht hinwegtäuschen.

War in früheren Zeiten der Zirkus der fahrenden Leute für den sesshaften Bürger Lockruf aus der Fremde, so kündigt er heute das Kommen einer neuen Romantik an. Auch wenn wir es nicht haben wollen: die moderne Sachlichkeit und die täglich sich überbietenden Leistungen der Technik sprechen wohl unsern Verstand mächtig an, das Gefühl aber kommt zu kurz dabei. Da hat nun der Zirkus eine dankbare Aufgabe: er führt uns auf einen der tausend Wege zu jenem Gleichgewicht, nach dem alles in der Natur strebt.

E. O.

Ekstase des «Rock 'n' Roll» (sogar die Puppe ist hingerissen!) Photo H. P. Roth



nagenachrichten für Zürich. Ich weiss jetzt wirklich nicht, wie ich mich verhalten soll. Sie können sich vorstellen, wie einem Mann zumute ist, wenn er ein Frauenzimmer anzeigen soll, das ... hm ... ihm ... und dann ... es handelt sich ja doch um eine Dame, Herr!

„Ja, lieber Hauptmann“, meinte ich, „Ihre ritterlichen Gefühle, die müssen Sie diesmal vertagen. Die Frau müssen Sie natürlich verhaften lassen; in Ansehung des Ernstes der Angelegenheit verurteilen wir sie zum Tode und Sie werden dann die Ehre haben, zwölf Soldaten «Feuer!» zu kommandieren! Das Leben ist schon manchmal so romantisch. Aber — leider Gottes — ist da noch ein Hindernis: es existiert nämlich in Zürich gar kein W. Manasse, und bisher liegen vierzehn Chiffrebriefe auf seinen Namen unbehoben auf der Zürcher Post. Lassen Sie also die Sache auf sich beruhen, Herr, und tanzen Sie weiter mit ihrer braunen Komtesse, so lange Sie jung sind!“

Drei Tage lang quälte sich der Hauptmann mit Gewissensbissen, er magerte sichtlich ab, und schliesslich zeigte er die Geschichte doch seinem Chef an. Sie können sich denken, dass sofort sechs Soldaten in einem Auto zur Komtesse Mihaly fuhren, sie verhafteten und ihre Papiere durchstöberten. Sie fanden den Code und allerhand Briefe von ausländischen politischen Agenten, sämtliche sozusagen hochverräterischen Inhaltes. Befragt, verweigerte die Komtesse jegliche Aussage, während ihre Schwester, ein sechzehnjähriger Backfisch, sich auf den Tisch setzte, die Knie bis unters Kinn zog, damit nur ja alles zu sehen sei, Zigaretten rauchte, mit den Offizieren flirtete und wie toll lachte.

Als ich von der Geschichte hörte, lief ich in das Spionageabwehrbüro und sagte den Leuten: „Lasst doch um Gottes willen diese Hysterikerin los! Mit der gibt es nur eine Blamage!“

Die erklärten aber: „Herr Polgar, die Komtesse Mihaly hat gestanden, im Dienst der Auslandsspionage zu stehen. Die Sache ist ernst.“ — „Aber das Frauenzimmer lügt doch!“ schrie ich. „Herr Polgar“, sagte der Oberst streng, „Sie sprechen von einer Dame. Komtesse Mihaly spricht die Wahrheit.“ — Unglaublich, wie das Frauenzimmer den Offizieren den Kopf verdreht hatte! „Zum Teufel“, schimpfte ich, „aus lauter Galanterie wollt Ihr sie alos wirklich verurteilen lassen! Der Henker hole die Ritterlichkeit! Merken Sie denn nicht, dass das Frauenzimmer Sie mit Absicht auf die Spur ihrer hochverräterischen Tätigkeit geführt hat? Glauben

Sie doch diesem Luder nicht!“ Doch die Militärs zuckten bloss mit dramatischem Bedauern die Achseln.

Selbstverständlich ging die Geschichte durch alle Zeitungen, sogar durch die ausländischen. Der Adel der ganzen Welt war auf, Protestunterschriften wurden gesammelt, diplomatische Demarchen flogen hin und her, bis hinüber nach England emporste die öffentliche Meinung; aber Sie wissen ja — die Gerechtigkeit muss ihren Lauf nehmen. Und die hochgeborene Gräfin wurde in Anbetracht des herrschenden Kriegszustandes vors Divisionsgericht gestellt. Noch einmal — damals hatte ich schon meine Informationen — ging ich zur Militärbehörde und sagte den Leuten: „Geben Sie die Person mir und lassen Sie mich für ihre Bestrafung sorgen!“ — Nicht einmal hören wollten sie davon. Die Verhandlung war grossartig. Ich war dort und wurde gerührt wie bei der Kameliendame. Die Gräfin, lang wie ein Pfeil und braun wie ein Beduine, war geständig. — „Ich bin stolz darauf“, sagte sie, „dass ich den Feinden dieses Landes dienen konnte!“ Das Gericht wusste nicht, was es vor lauter Courtoisie und Strenge anfangen sollte — aber — da waren die hochverräterischen Briefe und ähnlicher Unsinn, und selbst bei Berücksichtigung aller entlastenden und belastenden ausserordentlichen Milderungs- und Erschwerungsgründe konnte das Gericht nicht anders, als die Komtesse Mihaly zu einem Jahr Gefängnis verurteilen. Ich versichere Ihnen, eine schönere Verhandlungen habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Zum Schluss erhob sich die Komtesse und erklärte mit klarer Stimme: „Herr Vorsitzender, ich betrachte es als meine Pflicht, festzustellen, dass sich während der Untersuchung alle Offiziere mir gegenüber wie vollkommene Gentlemen benommen haben.“ — Da aber fing ich vor Ergriffenheit fast laut zu weinen an!

Nun ist aber die Sache so: ein Mensch, der die Wahrheit weiss, den juckt die Zunge. Es muss aus mir heraus. Ich glaube nicht, dass die Menschen einfach aus Bosheit oder aus Dummheit die Wahrheit sagen, es ist oft mehr ein Bedürfnis, eine Art unwiderstehlicher Zwang. Hören Sie bitte: die Mihaly hatte da in Wien den berühmten Major Westermann kennengelernt und hatte sich in ihn verliebt. Sie wissen doch, wer dieser Westermann ist: ein Kerl, bei dem das Heldentum ein Handwerk ist. Die Orden klirren nur so an ihm, Maria Theresia, Leopold, Eisernes Kreuz, türkische Sterne mit Brillanten und weiss Gott, was er noch

alles im Krieg gesammelt hat. Dieser Westermann ist Führer einer Unzahl von illegalen Organisationen, Anstifter von Verschwörungen und Putschen überall, wo es sich um monarchistische Sachen dreht. In diesen Westermann also hatte sich die Gräfin verliebt und wollte sich offenbar die Sporen verdienen, die sie seiner würdig machen sollten. Weil sie in ihn verliebt war, markierte sie Spionage und verriet sich sorgfältig selbst, um sich mit Märtyrerruhm zu schmücken. Zu so was ist nur ein Frauenzimmer imstande.

Ich besuchte sie also in ihrem Gefängnis. „Madame“, sagte ich ihr, „überlegen Sie einmal: es ist doch eine langweilige Sache, ein ganzes Jahr hier zu sitzen. Es wäre vielleicht empfehlenswert, uns zu gestehen, was es mit Ihrer angeblichen Spionage in Wahrheit auf sich hat. Man könnte dann ein Gesuch um Wiederaufnahme machen.“

„Ich habe bereits gestanden, mein Herr“, entgegnete eisig die Komtesse, „ich habe weiter nichts zu sagen.“

„Herrgott noch einmal!“ die Sache wurde mir zu dumm, „lassen Sie schon einmal diesen Unsinn! Major Westermann ist seit fünfzehn Jahren verheiratet und Vater dreier Kinder!“

Die Gräfin wurde aschgrau. Noch nie habe ich eine Frau in einem Augenblick so hässlich gesehen. — „Was ... was geht mich das an?“ brachte sie hervor, aber ihre Zähne klapperten.

„Und vielleicht wird es Sie auch interessieren“, schrie ich, „dass Ihr Herr Major Westermann in Wirklichkeit ein Bäcker aus Prossnitz ist und Wenzel Malek heisst? Hier sehen Sie! Eine alte Photographie! Na, erkennen Sie ihn? Um Gottes willen Komtesse, wegen dieses Lumpen sind Sie ins Gefängnis gegangen!“

Wie versteinert sass Mihaly da. Und jetzt sah ich mit einem Male, dass sie eigentlich nichts war als eine alte Jungfer, deren Traum von Glück in sich zusammengebrochen war. Sie tat mir leid. Irgendwie schämte ich mich. „Madame“, sagte ich schnell, „die Sache ist also in Ordnung, ich schicke Ihnen Ihren Rechtsanwalt und Sie sagen ihm ...“

Da richtete sich Mihaly auf, bleich, aber gespannt wie ein Bogen. „Nein“, stöhnte sie, „es ist nicht nötig. Ich habe niemandem etwas zu sagen.“ Und sie ging. Aber hinter der Tür brach sie zusammen; man musste ihr die Finger aufbrechen, so krampfhaft waren ihre Fäuste geballt.

Ich biss auf meine Lippen. Schön, sagte ich mir, die Wahrheit ist jetzt gerettet. Aber, du lieber Gott, ist es denn die ganze Wahrheit? All diese

Enthüllungen und Enttäuschungen, die herben Erkenntnisse, Desillusionierungen, bitteren Erfahrungen — die sind nur ein Brocken der Wahrheit. Die ganze Wahrheit ist, dass Liebe, Stolz, Leidenschaft, Ehrgeiz grosse und närrische Dinge sind, dass jedes Opfer Heldenmut beweist und dass der Mensch in seiner Liebe etwas Schönes und Wunderbares ist. Das ist die andere, die grössere Hälfte der Wahrheit. Aber man müsste ein Dichter sein, um das verstehen und sagen zu können.»

„So ist es“, sagte der Schutzmann Horalek, „bei der Wahrheit kommt es immer darauf an, wie man sie sagt. Da haben wir im vergangenen Jahr einen Defraudanten festgenommen, und als wir ihn gerade in der Daktyloskopie hatten, da sprang der junge, hoppla, vom ersten Stock zum Fenster hinaus und fing an, davonzurennen. Der Mann, der bei uns die Fingerabdrücke abnimmt, ist zwar ein älterer Herr; aber in diesem Augenblick dachte er nicht an seine Jahre, hoppla, er sprang dem Kerl schnurstracks nach und brach sich ein Bein. Immer wenn einem von unseren Leuten etwas zustösst, packt uns die Wut. Als wir den Burschen wieder hatten, nahmen wir uns ihn ein bisschen vor.“

Bei der Schwurgerichtsverhandlungen waren wir Zeugen, und als wir drankamen, sagte uns der Verteidiger: „Meine Herren, ich will Ihnen wahrhaftig keine Unannehmlichkeiten machen, und wenn es Ihnen peinlich ist, brauchen Sie meine Fragen nicht zu beantworten“ — der Kerl von einem Anwalt war glatt wie ein Giftfläschchen — „aber damals, als mein Klient den Fluchtversuch gemacht hatte, da wurde er auf der Polizei geschlagen, nicht wahr?“

„Aber woher denn!“ entgegneten wir, „wir haben nur nachgesehen, ob er sich am Ende bei dem Sprung weh getan hat, und als wir sahen, dass ihm nichts geschehen war — da haben wir ihm eben zugeredet.“

„Sie müssen ihm aber tüchtig zugeredet haben“, meinte der Advokat mit einem höflichen Lächeln. „Laut dem Zeugnis des Polizeiarztes hatte mein Klient infolge dieses Zuredens drei gebrochene Rippen und zusammen an die siebenhundert Quadratzentimeter blutunterlaufener Stellen, besonders auf dem Rücken.“

Ich zuckte mit den Achseln. „Der hat sich das Zureden halt sehr zu Herzen genommen“, sagte ich, und die Sache war in Ordnung. Wissen Sie, wahr ist so manches; man muss nur das richtige Wort dafür finden.“